

## UTOPIE DES KULTURELLEN DIALOGS ODER HETEROTOPIE DER DISKURSE?

Vittoria Borsò (Mannheim)

*La letteratura (e forse solo la letteratura)  
può curare degli anticorpi che contrastano  
con l'espandersi della peste del linguaggio.  
(Italo Calvino)*

Mit dem Interesse der Postmoderne an Fragen der Alterität haben die Begriffe von Dialog und Diskurs auch in der gängigen Literaturwissenschaft an Bedeutung gewonnen<sup>1</sup>. Die Auseinandersetzung mit den Studien zum Dialog, die Michail Bachtin in den 30er Jahren begann, hat verschiedene, teilweise deutlich divergierende Interpretationen des Dialogbegriffs ergeben (Lachmann, 1983). So kontrastiert die Auslegung der Dialogizität des Romans als Mimesis einer „offenen“ Wirklichkeit und einer kulturellen Vielfalt mit der poststrukturalistischen Variante von Polylog und Intertextualität, die durch Julia Kristeva – ebenfalls ausgehend von der Ästhetik Bachtins – entwickelt wurde. Als Gegenbegriff eines mimetisch ausgelegten und als Beschreibungsmodell von Kulturpluralität verstandenen Dialogs wird teilweise der Diskursbegriff im Sinne von Michel Foucault angesehen: Bezeichnet der als Wirklichkeitsmodell verstandene Dialog eine pluralistische Ideologie (Weltsicht), so soll der Diskurs-Begriff den Akzent auf die hegemoniale Seite von ideologischen Systemen legen.

Aus dem umfangreichen Werk beider Autoren sollen nur Aspekte behandelt werden, die einen Vergleich zwischen der im Bachtinschen Dialogbegriff implizierten Modelltheorie und dem Diskursbegriff Foucaults im Hinblick auf ihren epistemologischen Status ermöglichen. Leitend ist dabei die Frage nach den Prämissen und Auswirkungen beider Ansätze für die Literaturwissenschaft. Während aus den verschiedenen Interpretationen Bachtins in folgenden Überlegungen die modelltheoretische Komponente herausgegriffen wird, sollen bei dem umstrittenen Werk von M. Foucault zwei

- 1 Vgl. z.B. Forget (1983) und Maranhao (1990). Dem Begriff des Dialogs im Sinne von Gespräch bzw. Kommunikation steht die französische Philosophie der Postmoderne kritisch gegenüber - eine schon in Lévinas' Kritik am Humanismus (1972) antizipierte Position, die besonders bei Derrida deutlich wird (bspw. in: Forget, 1983), während Lyotard insoweit eine Zwischenposition einnimmt, als die Fragmentation der „récits“ in der Moderne die Möglichkeit eines freien Spiels zulässt (1979).
- 2 Aus *Les mots et les choses* (1966).

Implikationen des Diskursbegriffes im Vordergrund stehen: Die Regelsysteme und die Konfigurationen, die als historisches Apriori der Sprache gelten<sup>2</sup>, und die andere Seite, d.h. die Brüche des Systems<sup>3</sup>. Letztere erscheint für das Verhältnis des Diskurses zur Literatur von besonderem Interesse.

In einem zweiten Abschnitt werden die aus dem theoretischen Vergleich gewonnenen Thesen an einem Essay von Jorge Luis Borges mit dem Titel *Vindicación de Bouvard et Pécuchet* aus der 1932 verfaßten Sammlung *Discusión* illustriert. Auf Borges nimmt Foucault im Vorwort zu *Les mots et les choses* selbst Bezug.

Bei der Betrachtung beider Ansätze steht die Frage nach kultureller Alterität im Mittelpunkt, wobei der epistemologische Status der Alterität die besprochenen Theorien grundlegend unterscheidet. Auf den Dialogbegriff Bachtins, der die Möglichkeit sucht, Alterität als „kulturelle Pluralität“ beschreibbar zu machen, wird zunächst einzugehen sein.

#### 1. Alterität als anthropologischer und kulturphilosophischer Begriff

Bachtin zufolge trägt das Wort die Spur des Anderen, weil es in einem „Meer“ von kulturellen Zeichen eingetaucht ist. Dieser in zahlreichen Werken Bachtins wiederkehrende Kernsatz seiner Ästhetik<sup>4</sup> gilt auf verschiedenen Begriffsebenen: Das Konzept der Alterität des Wortes, das Bachtins Ästhetik begründet, gilt zugleich als formale, textbezogene Beschreibungskategorie und als sprachphilosophische und anthropologische Bedingung von Kultur<sup>5</sup>. „Alterität“ definiert eine Bewußtseinsstruktur, die onto- und philogenetisch als dialogisch verstanden wird. Das Wort ist damit nur als soziale und kommunikative Instanz zu denken. Dieser Grundsatz, der im Zusammenhang mit einer Kritik am rein kunstbezogenen Verständnis des Deautomatisierungsverfahrens durch die Russischen Formalisten hervorgehoben wurde (Bachtin-Medvedev (1928)<sup>6</sup>), legte schon in den 30er Jahren den Rahmen einer „Translinguistik“<sup>7</sup> (Semiotik), die das Zeichen im sozialen und ideologischen Kontext zu analysieren suchte. Das Wort ist nach Bachtin mit der Stimme des Sozialen durchsetzt; die Rede, mit der sich individuelles und kollektives Bewußtsein artikuliert, ist sodann durch die Stimme des Anderen durchbrochen. Bachtin

3 Diese stellen einen wichtigen Aspekt von *Archéologie du Savoir* (1969) dar.

4 Zur Vertiefung vgl. Verf. (1985).

5 Zu diesem Problemkomplex vgl. ausführlicher Verf. (1985), 16-18 und 214-217.

6 Vgl. die umfangreiche Studie von Augusto Ponzio (1980), 85ff.

7 Mit diesem Begriff meinte Bachtin die Notwendigkeit einer sich pluridisziplinär verstehenden Zeichenwissenschaft. Vgl. hierzu Kristeva (1969), Todorov (1981) und Ponzio (1980).

führt hierzu die Kategorie der *Extopie*<sup>8</sup> ein und postuliert, daß die Auseinandersetzung mit dem Anderen<sup>9</sup> die Bedingung für die Entstehung von kulturellem und persönlichem<sup>10</sup> Bewußtsein ist, das zunächst vielstimmig - als Dialog mit dem Anderen - entsteht und nur als Sonderfall zu einer monologischen Manifestation führt. Dies gilt wiederum auf individueller wie kollektiver Ebene. Letzteres ist dokumentiert durch die Aussagen Bachtins zu einheitlichen Nationalsprachen, die als Antwort auf bestimmte historische Bedürfnisse und als Vereinheitlichung koexistierender Soziolekte und Dialekte entstehen (Ponzio (1980), 122).

Unter den vorangehenden Prämissen ist der Dialog des Zeichens mit anderen Zeichen aus dem sozialen Kontext<sup>11</sup> die Verwirklichungsbedingung von Semiose<sup>12</sup> überhaupt, wobei die Zeichenmaterialität eine doppelte Funktion erfüllt: als konkreter Zeichenkörper, aber auch als Verweisstruktur auf historische und soziale Prozesse<sup>13</sup>. Hierin liegt eine der schönen Seiten Bachtins, nämlich im Gegensatz zu den eher linguistisch orientierten Ansätzen der Formalisten die pragmatische Seite des Zeichens schon sehr früh als integralen Teil der Textwissenschaft betrachtet zu haben, weswegen sein Ansatz auch in der zeitgenössischen internationalen Semiotik eine wesentliche Rolle spielt.

- 8 Die Manifestation der Extopie als diskursstrukturelles Verfahren, d.h. als Eigenschaft der *énonciation* wird durch Todorov mit dem Begriff der *Hétérologie* - als Übersetzung des von Bachtin eingeführten Neologismus *raznorechie* (Todorov (1981), 88ff) - bezeichnet, während *Alterität* die philosophische Ebene der Dialogizität meint. Todorov arbeitet die Beziehung Bachtins zu Martin Buber (1981, 151-152) sowie auch die größere Nähe zum Existentialismus (mit Bezug auf Heidegger) als zum Marxismus (1981:152) heraus. Zur Besprechung der Darstellung Todorovs vgl. Verf. (1985), 214, Anm. 24.
- 9 Bspw.: „Toutes les caractéristiques et définitions de l'être présent qui mettent cet être en mouvement dramatique depuis l'anthropomorphisme naïf du mythe [...] jusqu'aux procédés de l'art contemporain et aux catégories de la philosophie intuitive esthétisante, brûlent de la lumière de l'altérité“. (In: Todorov (1981), 154).
- 10 „Comme le corps est initialement formé dans le ventre de la mère (dans son corps), de même la conscience humaine se réveille enveloppée par la conscience d'autrui.“ (In: Todorov (1981), 148).
- 11 Dies gilt etwa bezüglich der „sozialen“ - im Sinne von zeichenhaften - Natur des Menschen schon in Vološinov (1975[1930]), 70f., 142, 143f.
- 12 Rainer Grübel spricht deswegen von der triadischen Konstitution des Zeichens im Denken Bachtins. Grübel geht dabei von einer Analogie zwischen der triadischen Zeichenkonzeption Peirces und den Begriffen von „Wort“, „Bewußtsein“ und „Tat“, besonders im „Phantastischen Realismus“ Dostojevskis, aus (1984). Zu den semiotischen Implikationen der Theorie Bachtins vgl. auch Ponzio (1980), 197ff).
- 13 In der Betonung der ideologischen Natur des Zeichenprozesses liegt u.a. die Kritik Bachtins an den Begriffen von Verfahren und Konstruktion seitens der Russischen Formalisten, vor allem im Ansatz von Šklovskij („Die Kunst als Verfahren“. In J. Striedter (Hrsg.), *Russischer Formalismus*. München: Fink, 1969, 4-35).

Mit dem Modell des Gesprächs wird das Soziale als Pluralität von Stimmen<sup>14</sup> verstanden, wobei die Stimme den Baustein von „Reden“ und Welt-sichten darstellt. Soziale Kontexte sind die Verwirklichungssphäre des dia-logischen Prinzips, während der polyphone, d.h. der vielstimmige Roman als diejenige Form der Kunst gilt, die eine pluralistische Vision von Wirklichkeit vermittelt. Bachtin zufolge gelten die Texte Dostojevskis als Prototyp des vielstimmigen Romans, dessen Vorläufer der sokratische Dialog und die menippeische Satire sind<sup>15</sup>. Als Vervollkommnung beider realisiert der Roman eine Vielstimmigkeit auf verschiedenen Ebenen: a) stilistisch durch die Verfah-ren von Parodie, Stilisierung und indirekter Polemik, die b) Ausdrucksmittel eines grundlegenden Prinzips sind, nämlich eines vielstimmigen Bewußt-seins, wobei c) das Genre des Romans die maximale Form der Intertextualität realisiert, indem es andere Gattungen als „fremde Stimmen“ zitiert und kritisch bricht. Das romaneske Wort wird somit grundsätzlich als „stilisiert“ und gebrochen „wiedergegeben“.

Das „Karnevaleske“ und damit das Komische in der Volkstradition stellt schließlich die Wurzel der Vielstimmigkeit des Romans dar, wodurch mit der Kulturpluralität auch der Aspekt der Subversivität in den Vordergrund rückt - Einsichten, die Bachtin aus den Studien zu Rabelais (1970) gewann. Mit dem karnevalesken Prinzip gibt die Theorie Bachtins der kulturellen Vielfalt, die als charakteristisch für das Genre des vielstimmigen Romans angesehen wird, einen subversiven Charakter.

### 1.1 Ableitung des Modellbegriffs aus der Vielstimmigkeit

Bachtin hebt hervor, daß das romaneske Zeichen notwendigerweise eine *Wiedergabe* und nicht eine *Abbildung* der ‚Reden‘ ist. Die Begriffe *Abbildung* und *Wiedergabe* (Modellierung) lassen sich erkenntnistheoretisch als sprach-materialistisch bzw. -idealistisch verstehen. Daß Bachtin das romaneske Zei-chen der „Wiedergabe“ zuordnet, impliziert, daß der Romantext nicht als transparentes Vehikel für eine positivistisch vorausgesetzte Realität<sup>16</sup> fungie-ren kann, sondern daß er vielmehr durch den sozialen Kontext des Romans auf die Bedingungen der Vermittlung selbst verweist und damit als Konstruktions-akt erkennbar wird (229-231). Die Vermittlung ist ideologischer Art, d.h. sie ist Ausdruck einer sozialen Welt und damit Vermittlung von Wertsystemen

14 Zur Darstellung der poststrukturalistischen Kritik am Begriff der Stimme vgl. Verf. (1985), 215, Anm. 25.

15 „Le monde de Dostojevski est profondément pluraliste“ (in: Todorov, (1981), 160) - eine in allen Werken wiederholte Position, die in seinem *Probleme der Poetik Dostojevskis* (1963, dt. 1971) systematisch dargestellt wird.

16 Nach dem Prinzip der „Wiedergabe“ wäre der realistische Roman nicht eine abbildungs-theoretisch verstandene Widerspiegelung der Realität, sondern eine Mimesis im aristo-

(Medvedev), die nicht die Welt, sondern die ideologische Organisation von Welt repräsentieren. Eine solche These läßt sich an das Prinzip der Modellierung im Sinne Lotmans (1972)<sup>17</sup> anknüpfen. Mit der „Wiedergabe“ verweisen die Texte auf den Akt des Wieder-Gebens, d.h. auf die ideologischen Bedingungen ihres Funktionierens. Sie bilden evaluierende Vermittlungsinstanzen und damit semiotische Modelle von Welten ab und nicht die Welt selbst. Diese Feststellung ist wichtig. Sie wird helfen, die Frage nach dem Status des romanesken Zeichens zu stellen. Zunächst sei noch darauf hingewiesen, daß sich der Begriff der „Wiedergabe“ - als Vermittlung eines vielstimmigen Zeichens - auf die poetische Aufsplitterung der Konstituenten eines ästhetischen Zeichens nach Roman Jakobson beziehen läßt, ein Prinzip, das besonders auf die Rolle des Autors entsprechend der Konzeption Bachtins zutrifft: „Dem Romanautor ist sie [die Stimme] als aufgespaltene und in der Rede differenzierte Sprache gegeben“ (1979, 220)<sup>18</sup>.

Der dialogische Prozeß im Roman betrifft somit zunächst den Autor, und zwar auch hier auf der Ebene des Bewußtseins wie auch des Ausdrucks (Bachtin (1984)). Damit öffnet sich der Begriff des Autors. Dieser kann nicht mehr als einheitliches Subjekt und als empirische, seinen eigenen Text beherrschende Instanz verstanden werden, sondern er konstituiert sich durch die Auseinandersetzung mit anderen Texten (Intertextualität) und mit den Figuren seines Romans (1984, 193ff). Daß bei diesem Grundsatz der Bachtinsche Dialog-Begriff als Auslöser der Intertextualität-Diskussion angesehen werden muß, ist evident. Schwieriger zu entscheiden ist, inwieweit die mit der Intertextualität auf der Grundlage psychoanalytischer Theorien intendierte Kritik am Subjektbegriff noch mit den Prämissen des Bachtinschen Dialogs als mimetisches Modell<sup>19</sup> in Einklang zu bringen ist. Zweifellos sucht Bachtins postkantianische Position (Ponzio (1980), 91) die idealistische Subjekttheorie zu verlassen, doch scheint in seiner Theorie die transzendente Rolle des

telischen Sinne, d.h. das die poetische Transfiguration implizierende, *wahrscheinliche* Modell von Wirklichkeit (vgl. Vf. 1985).

- 17 Neben dem Konstruktionsaspekt des als „Gesamtzeichen“ gesehene Textes betont der Modellbegriff Lotmans den Erkenntnisgewinn (1972, 40f.). Zur Realismus-Diskussion in Bachtin vgl. Todorov (1981), 120. Zur Modellierungsfunktion der Metaphorik im realistischen Roman vgl. Verf. (1985), 138f; zur Definition des Modellbegriffes im Sinne des dritten Modellbegriffes von Max Black vgl. Köller (1975), Ricoeur (1975), 304 und Verf. (1985), 224.
- 18 Dieselbe Textstelle zeigt darüber hinaus, daß Bachtin zufolge auch Äußerungen, die vom Autor monologisch intendiert sind, in einen dialogischen Prozeß eintreten: „[...]selbst dort, wo die Rede vielfalt außerhalb des Romans bleibt, wo der Autor mit seiner eigenen einheitlichen und völlig affirmierten Sprache (ohne Distanzen, ohne Brechung, ohne Vorbehalt) hervortritt, nicht allgemeingültig und unstrittig ist, daß sie inmitten einer Rede vielfalt erklingt“ (1979, 220).
- 19 Besonders bezogen auf die Kritik an Freud durch Vološinov (1927); vgl. Todorov (1981).

Subjektes durch die des Sozialen ersetzt worden zu sein - eine soziale Sphäre, in der das „Subjektive“ nur als ausgeprägte Form des vorausgesetzten Konfliktes verschiedener Stimmen und Reden des Sozialen gilt<sup>20</sup>.

### 1.2 Prinzipielle ideologische „Neutralität“ des Zeichens

In der Ästhetik Bachtins fasziniert die Möglichkeit, traditionelle Dichotomien als unbedeutend abzutun: etwa die Opposition zwischen Alterität und Identität und zwischen sozialer und ästhetischer Praxis. Ein diese Position begründender Kerngedanke ist die vom marxistischen Kontext inspirierte These, daß eine etwaige Rede im Text notwendigerweise zum Träger ideologischer Positionen<sup>21</sup> wird und der Roman eine Vielfalt von Reden realisiert (Grübel (1979), 221). Neben der sich daraus begründenden vielstimmigen Natur des Romantextes hat eine solche These weitergehende Implikationen.

Die Aussage des literarischen Textes kann nicht als Zeichen eines authentischen und einmaligen Subjektes interpretiert werden. Bachtin hebt mehrfach hervor, daß keiner Textinstanz, weder dem Helden<sup>22</sup> noch dem Autor ein prioritärer Stellenwert zukommen kann<sup>23</sup>. Dies impliziert, daß ein metaphysischer Ursprung und ein Telos des Textes nicht angenommen werden können, denn der Text verweigert Kriterien, die „eigentliche“ Position etwaiger ideologischer Botschaften zu bestimmen. Eine solche Grundbestimmung des Dialogischen im Text war die Voraussetzung für eine Auslegung Bachtins im Sinne der Polylog-Theorie von Julia Kristeva, die sich allerdings mit der poststrukturalistischen Wende auch von einer Interpretation des Dialogischen im Sinne einer Mimesis kultureller Vielfalt abgelöst hat. Mit der Auslegung Kristevas sind modellorientierte Aspekte des Denkens Bachtins nicht kompatibel, und zwar auf mehrfacher Ebene:

20 Vgl. etwa die Darstellung des Bewußtseins („idéologie quotidienne“) als Serie von Schichten, wobei die tieferen, die Bachtin „conscience censurée selon Freud“ nennt, in Kontrast zur „idéologie officielle“ stehen (Bachtin, 1922-24, zit. nach Todorov (1981), 154).

21 Bachtin spricht von Ideologemen (1979:221) und meint Elemente der Ideologie, verstanden als zeichenhafte Vermittlung von Wirklichkeit: „Par idéologie nous entendrons l'ensemble des reflets et des réfractions dans le cerveau humain de la réalité sociale et naturelle qu'il exprime et fixe par le mot“ (in Torodov, 1981:32); „Idéologiquement: c'est-à-dire dans un signe, un mot, un geste, un graphique, un symbole etc.“ (in Todorov, 1981:70).

22 in R. Grübel (1979), 223 bzw. in Todorov (1981), 113.

23 Vgl. besonders Bachtin (1984).

## a) textwissenschaftlich

Als textwissenschaftliche Kategorie betrifft der Dialog-Begriff zwar die Diskursstruktur<sup>24</sup>, er verweist jedoch grundsätzlich auf eine Weltsicht (Ideologie) und operiert somit mimetisch, d.h. als Darstellung von Welt. In der Konzeption Bachtins impliziert das Dialogische im Roman prinzipiell die Modellierung von Welt.

Obwohl die Hervorhebung der ideologischen Seite des romanesken Zeichens in Kontrast zum frühen Formalismus wissenschaftshistorisch notwendig und den Rezeptionsbedingungen und dem Erwartungshorizont der 30er Jahre angemessen war, kann sie problematisch werden, wenn diese Seite der Theorie Bachtins ohne Berücksichtigung der historischen Entwicklungen des Romans im XX. Jahrhundert ontologisiert wird. Spätestens mit dem französischen *Nouveau Roman* verändert sich die Art des „Dialogs“. Das Verhältnis zwischen der ideologischen, der Makrostruktur des Textes aufgegebenen Botschaft und den diskursstrukturellen Spannungen verschiebt sich (Hempfer (1975, 82f). Die „dialogischen“ Spannungen der Erzählerinstanz beziehen sich nicht primär auf die Objekt-, sondern auf die Diskursebene, wodurch das romaneske Zeichen eine größere Autonomie von der mimetischen Botschaft gewinnt. Es sind Texte, die das diskursive Ereignis als Ereignis des Erzählens und nicht der erzählten Welt programmatisch suchen (Ricardou (1971), 25 und 178). Das Romanzeichen wird autoreferentiell, d.h. es bezieht den Dialog primär auf sich selbst und nur indirekt auf die Welt<sup>25</sup>. Solche Tendenzen des modernen Romans realisieren die von Jakobson mit dem „poetischen Prinzip“ thematisierte Selbstbezüglichkeit des Zeichens in radikaler Weise<sup>26</sup>, so daß „die fundamentale Dichotomie der Zeichen und Objekte vertieft“ wird (Jakobson (1979), 92-93).

Die Ontologisierung des mimetischen Prinzips des Dialogs und dessen Verabsolutierung als ästhetische Norm wirkt diskriminierend - etwa bei der Einschätzung der Lyrik als tendenziell monologisches Genre durch Bachtin (in:

24 Gemeint als „énonciation“ im Sinne Benvenistes (1966; vgl. w.u.).

25 Ein solcher Prozeß bedeutet nicht notwendigerweise fehlende Referentialität - ein Schluß, zu dem Hempfer etwa aufgrund seiner Analyse von Sollers *Drame* kommt: „Insofern also der *discours* seiner Funktionalität zur Konstitution einer *histoire* enthoben und selbst thematisch wird, wird zwar die Struktur des Narrativen entscheidend verändert, es wird aber nicht der Text, das „Werk“, zerstört bzw. die Kommunikativität der Sprache durch deren Produktivität ersetzt“ (1975, 89). Gegen die Meinung der *Nouveau-Romanciers*, der Roman sollte mimetische Prozesse vermeiden, weist auch Dällenbach ausdrücklich darauf hin, daß die Verweigerung mimetischer Verweise nicht aus der Mimesis herausführen kann (1977 (210-211) und schlägt vor, mit der *mise en abyme* das Problem der „Nachahmung“ im Sinne verschiedener Grade von Autoreflexivität anzugehen.

26 Jakobson untergliedert die Autoreflexivität des Zeichens in: Autoreflexivität des *énoncé*, der *énonciation* und des *code* - eine Unterscheidung, auf der L. Dällenbach sein Prinzip der *mise en abyme* gründet (1977), S. 61.

Todorov (1981), 100ff.) - bzw. historisch vereinfachend - etwa das Urteil ebenfalls von Bachtin betreffend den monologischen Roman Balzacs<sup>27</sup>, ausgehend von seiner Prämisse, der „dialogische Roman“ als Genre beginne mit Dostojewski -. Dieses Problem läßt sich auch bei weiteren Modellansätzen beobachten: So spricht Paul Ricoeur<sup>28</sup> Texten des XX. Jahrhunderts aufgrund einer fehlenden modellierenden und in bezug auf die Welt einheitsstiftenden Funktion den romanesken Status ab (1983).

b) philosophisch

Mit der Prämisse der Vielstimmigkeit beantwortet Bachtin die Frage nach ideologischen Hierarchien zwischen den Reden durch das Postulat der prinzipiellen Gleichwertigkeit der Stimmen. Es läßt sich fragen, ob aus der Pluralität gleichberechtigter Standpunkte eine mimetische Unentscheidbarkeit hervorgehen kann<sup>29</sup>. Die Frage ist besonders relevant, wenn die Spannung zwischen den Reden nicht als ein makrostrukturelles Phänomen und damit nicht als Modellierung der Vielstimmigkeit des Sozialen, sondern als diskursives Prinzip in obigem Sinne verstanden wird - ein Prinzip, das in der „Ich-Du“ Relation der Diskursstruktur eine unaufhebbare Distanzierung von etwaigen referentiellen Aussagen - so vielstimmig sie auch sein mögen - zur Folge hat. Solche Texte siedeln die „dialogischen“ Spannungen auf metasprachlicher Ebene an und befragen das Verhältnis zwischen Sprache und Welt. Die epistemologische Erklärung dieses Verhältnisses und damit eine erkenntnistheoretisch verstandene Frage nach der Alterität läßt die Theorie Bachtins offen. Sie operiert zwar mit der Alterität auf doppelter Ebene: einmal auf der textwissenschaftlichen Ebene des *Dialogs*, der im Hinblick auf die Referenz Modellcharakter hat, und zum anderen auf anthropologischer und bewußtseinsphilosophischer Ebene, stellt aber die Frage nach der Erkennbarkeit von Alterität selbst nicht. Diese wird vielmehr als Grundprämisse vorausgesetzt. Paul De Man hat den ambivalenten Status zwischen „Dialogue“ und „Dialogism“ im Denken von Bachtin hervorgehoben; bei ersterem handele es sich um eine linguistische Kategorie, die auch die (philosophische) Frage nach dem Anderen (dialogism) durch die Affirmation der Alterität des Anderen ersetzt und damit die Möglichkeit zerstört, sich dessen „Andersartigkeit“ gewahr zu werden: „The self-reflexive, autotelic [...] structure of form [...] is hereby replaced by an *assertion*

27 Vgl. Ponzio (1980), 123. Durch meine Analyse von *Le père Goriot* habe ich versucht, dieses Urteil zu widerlegen (1985, 118ff).

28 Schon in seiner Aristoteles-Interpretation im Rahmen der Studie zu *La métaphore vive* geht Ricoeur davon aus, daß erst die *mimésis*, d.h. der referentielle Bezug, die Einheit des Mythos und damit eine kohärente Interpretation des Textes ermöglicht (1975, 56-60).

29 Auf diese Lektüremöglichkeit, die eher der Zerstreung von Bedeutung im Sinne von Derridas *La dissémination* (1972) als der „als ganzes Zeichen“ (Lotman) funktionierenden Modellierung nahekommmt, bin ich im Zusammenhang mit der Metaphorik eingegangen (1985), 203-205.

of the otherness of the other, preliminary to even the possibility of a *recognition* of his otherness“ (1983:102). De Man zufolge hat die Pluralität des Sozialen bei Bachtin den Wert einer metaphysischen Kategorie („as a religious transcendentalism which would allow one to read ‚God‘ wherever Bakhtin says ‚society‘“ [1983, S. 103]). Dies wird besonders problematisch, wenn der Dialogbegriff den transzendentalen Status verliert und in Verbindung mit Modelltheorien als Objekteigenschaft angesehen wird.

## 2. Diskursanalyse nach Michel Foucault

Die mimetisch-referentielle Auslegung des Dialogs gründet darauf, daß die Theorie Bachtins am Gesprächsmodell orientiert<sup>30</sup> ist und dazu tendiert, ein offenes Universum der kulturellen Manifestationen dialogischer Spannungen vorauszusetzen. Zwar unterscheidet Bachtin zwischen monologischen und vielstimmigen Reden; er meint aber bei den monologischen eine Form „offizieller“ Ideologie, die sich als Oberflächenstruktur verfestigen kann<sup>31</sup> und dialogische Konflikte der koexistierenden Reden bzw. Ideologien scheinbar in den Hintergrund geraten läßt<sup>32</sup>. Alterität und Dialog bleiben in der Konzeption Bachtins eine anthropologisch und sprachphilosophisch essentielle Eigenschaft von Kultur<sup>33</sup>. Mit einer solchen Vorannahme kann der Dialog die historische Bedingtheit gewisser Konfigurationen nicht erfassen, die nicht nach der Logik einer tieferliegenden Offenheit des kulturellen Zeichens funktionieren. Hier kommt der Diskurs-Begriff von Michel Foucault in Betracht. Mit dem Diskurs wird eine Dimension des Sozialen in die Überlegungen eingeführt, die in der Bachtinschen Ästhetik ausgeschlossen bleibt, etwa jener Bereich, der sich nicht durch das Prinzip der Pluralität, sondern durch das der Macht erklären läßt und aus den Implikationen der institutionellen Natur der Sprache resultiert.

Der Diskurs-Begriff setzt voraus, daß sich mit der Organisation von sprachlichen Äußerungen nach bestimmten epistemischen Paradigmen<sup>34</sup> - nach Foucaults Terminologie „Diskurskonfigurationen“ - auch Praktiken und Regelsysteme notwendigerweise herausbilden. Ihr Status ist weiterreichend. Sie sind eine das individuelle und soziale Bewußtsein transzendierende Instanz,

30 Schon bei Vološinov (1975), besonders S. 67ff.

31 vgl. Anm. 22.

32 Auch bei einer monologischen Kulturmanifestation bzw. einem monologischen Autor handelt es sich um das verfestigte linguistische Bewußtsein, dessen tiefere Schichten vielstimmig bleiben (Ponzio (1980), 104).

33 Semerari nennt bspw. den Dialog „un atto di compromissione ontologica“ (1973, 77-78).

34 Die Vergleichbarkeit solcher Paradigmen mit gängigen Begriffen wie etwa Genre (bei literarischen Diskursen) ist problematisch (vgl. Link/Link-Heer (1980), 378).

die die Logik der Aussage bestimmt<sup>35</sup>. Die unterschwellige Wirkung der Diskurse gilt als zwingend. Ihre interne Logik bestimmt die Regelung der Machtverteilung im gesellschaftlichen und machtökonomischen Bereich, wobei sich der Zwang als Zufall verschleiert (1971, 39). Darüber hinaus siedeln sich die Zwänge der sich unter bestimmten historischen Bedingungen herausformenden Diskurse auf der Ebene des Sprachsystems selbst an: Im individuellen Bereich bestimmen sie die Logik bzw. die interne Kohärenz des Sprechenden Subjektes, während sie im gesellschaftlichen Bereich auch die Wahl der Sprecher beeinflussen (1971, 39). Der Begriff der Macht, auf dem die Konzeption des Diskurses gründet, ist zwar aus der empirisch-historischen Betrachtung von materiellen Bedingungen - etwa von geschlossenen Anstalten (Gefängnis, Irrenhäuser) - gewonnen, hat jedoch einen transzendentalen, sprachidealistischen Status. Machtzwänge stellen ein *Apriori* der Sprache dar<sup>36</sup>. Gleichzeitig implizieren sie materiell faßbare historische Bedingungen und Folgerungen, weswegen sie als wandelbares *historisches Apriori* der Sprache gelten<sup>37</sup>.

Von den umstrittenen terminologischen Begriffsebenen<sup>38</sup> erklärt sich die Wandelbarkeit der Diskurse durch einen zweiten, aus *Archéologie du savoir* (1969) stammenden Akzent des Diskurses. Die Funktion eines Regelsystems institutionalisierter bzw. institutionalisierbarer Aussagen impliziert auf der anderen Seite Diskontinuität und Brüche des Systems, die sich aus der Pluralität der Diskurse ergeben können<sup>39</sup>. Diskontinuität und Brüche sind nicht als

- 35 J. Link/U.Link-Heer machen darauf aufmerksam, daß „besonders Michel Foucault die Tatsache betont [hat], daß gerade auch entgegengesetzte Parteien ihre Gegensätze *in dem gleichen Diskurs* artikulieren können. Die Diskursregeln einer sozialhistorisch spezifischen Institution legen fest, worüber überhaupt gesprochen werden kann und welche ‚Ausschließungen‘ (‚Tabus‘) daraus folgen“ (1980), 378/379.
- 36 Manfred Frank stellt Berührungspunkte mit dem Mythosbegriff von Lévi-Strauss fest, der allerdings eher im Bereich der *langue* anzusiedeln sei, während der Diskurs eine Zwischenposition zwischen *langue* und *parole* einnimmt ((1988), 32). Die ambivalente Natur des Diskurs- und Machtbegriffs erklärt Manfred Frank aus der strukturalistischen Genese der Theorie Foucaults. Diskurs ist eine universelle, an die institutionelle Natur der Sprache gebundene Tiefenstruktur (etwa im Sinne Lévi-Strauss), die aber zugleich eine partikuläre, historische Wirkung impliziert.
- 37 Der Machtbegriff ist einer der Aspekte, der die Diskursanalyse von der Ideologiekritik unterscheidet (vgl. auch Link/Link-Heer (1980), 378).
- 38 Zusätzlich zu den Arbeiten von Jürgen Link (u.a.1984) verweise ich auf Fohrmann/Müller (1988).
- 39 Es sind Widerstände, die sich aus der Koexistenz von verschiedenen Diskursen (unterschiedlicher Formationen) in einer bestimmten historischen Epoche ergeben können, entsprechend den Beobachtungen Foucaults in *L'archéologie du savoir* (1969). Link erfaßt dieses Phänomen mit dem Begriff des Interdiskurses (entsprechend dem Begriff der „interdiskursiven Konfigurationen“ bei Foucault [1969]), womit „Diskurskollisionen ohne subjektive Intentionalität“ gemeint werden (1988:284). In der Tatsache, daß sich solche Dynamismen gerade im literarischen Text besonders leicht entfalten können, sieht Link den Grund für die Brauchbarkeit des Diskursbegriffes in der Literaturwissenschaft.

dialektische Opposition zum sozialen und ideologischen System, sondern als Teil von diesem zu sehen. Ebensovienig gelten sie im Sinne der Saussureschen Definition der *parole* in Opposition zur *langue* als Sprachsystem<sup>40</sup>. Diskontinuität und Brüche sind Teil der Sprache *als Ereignis* und transzendieren sowohl das gesellschaftliche System als auch das Sprachsubjekt:

„Il s’agit de césures qui brisent l’instant [die Zeit] et dispersent le sujet en une pluralité de positions et de fonctions possibles. Une telle discontinuité frappe et invalide les plus petites unités traditionnellement reconnues ou les moins facilement contestées“ (1971, 60).

Die Aufgabe der Diskursanalyse liegt darin, das Faktum historischen Erscheinens der Reden, ihrer Prämissen und ihres Wirkens lediglich zu konstatieren, wobei diskursive Tatsachen nicht als Bedeutungsträger, sondern als Ereignisse wirkender Systeme gelten: „les discours doivent être traités comme des ensembles d’événement discursifs“ (1971, 59). Die Diskursanalyse ist somit nicht ein Referenzmodell, das sich Wirklichkeitserkenntnis zum Ziel macht; sie begreift die Rede nicht als referentiellen Konstituenten einer zu dekodierenden Information.

### 3. Epistemologische Unvereinbarkeit des Dialog- und Diskursbegriffes

Der Bachtinsche Begriff der „Rede“ bzw. der „Ideologie“ und der Foucaultsche Diskurs haben gemeinsame Komponenten<sup>41</sup>. Mit seinem Ideologie-Begriff überwindet Bachtin das enge marxistische Verständnis als Weltansicht der herrschenden Klasse, wobei in der Behauptung einer synchronen - nicht dialektischen - Koexistenz gleichwertiger Ideologien mit bestimmten Wertesystemen, etwa des Bürgertums ebenso wie des Proletariats (Ponzio (1980), 154ff) eine Vergleichbarkeit mit dem Foucaultschen Diskurs-Begriff vorliegt. Infolge der gegensätzlichen Bestimmung des Prinzips der Sprache, das das individuelle und kollektive Subjekt transzendiert - dialogische Offenheit bei

40 Vgl. M. Frank, Anm. 36.

41 Einige Äußerungen Bachtins z.B. in *Die Ästhetik des Wortes* mögen zwar eine Parallele zum Diskursbegriff suggerieren: etwa die These, auch das affirmierende Wort kämpfe zwischen zwei Standpunkten, dem Apologetischen und dem Polemischen (1979, 221) und sei „ideologisch hervorgehoben“ (222). Insbesondere die Wiederholung der schon von Vološinov (1930) verwendeten Metapher, der Text des Romans sei die „Arena des Kampfes mit dem fremden Wort, der keinen Ausgang hat und in allen Sphären des Lebens und der ideologischen Tätigkeit stattfindet“ (235) erinnert an die Foucaultsche Konzeption des Textes als Ort diskursiver Praxis. Gerade letzteres Zitat zeigt allerdings auch den Unterschied zum Begriff des Diskurses: Die dialogischen Spannungen zwischen den Reden in der Vielfalt des Wortes sind bei Bachtin Bestimmungen einer allumfassenden Dialogizität, die sich bspw. in Thesen wie die der Offenheit der Sinnmöglichkeiten des Textes (232) und der „Allgegenwärtigkeit“ der Verfahren der Dialogizität (233) u.s.w. äußern.

Bachtin und hegemoniale Macht bei Foucault - wird der Begriff des Diskurses z.T. als Gegensatz zum Dialog-Begriff mißverstanden: Statt einer Metaphysik der Pluralität - wie der Dialog - setze der Diskurs einen transzendentalen Status der Macht in der Sprache voraus. Eine solche Opposition der Begriffe läßt ihren epistemologischen Status unberücksichtigt: Der Dialog ist auf die Referenz, der Diskurs auf das Wissen über die Referenz bezogen. Die interessante Seite des Diskursbegriffes liegt darin, daß er sich auf epistemologischer Ebene ansiedelt. Auf die Konsequenzen dieser Feststellung im Hinblick auf die Literaturwissenschaft als historische Wissenschaft möchte ich primär eingehen. Dabei kann in diesem Rahmen der Anspruch nicht gestellt werden, das gesamte Spektrum des Denkens Foucaults zu erfassen, ebenso wie auch die Hervorhebung der hegemonialen Seite im späten Foucault hier nicht interessieren wird<sup>42</sup>. Während dialogische Spannungen modelltheoretisch auch als Objekteigenschaften gelten, operiert der Diskursbegriff primär auf metasprachlicher Ebene und meint die epistemologisch-ideologische Ordnung der Wirklichkeitsrepräsentationen von Wissenssystemen (1971, 70). Auf epistemologischer Ebene wird auch der fundamentale Unterschied zwischen der Diskurstheorie von Foucault und dem Dialogbegriff Bachtins deutlich. Der Dialogbegriff beschreibt die Spannungen auf der Diskursstruktur eines Textes im Sinne des *discours* (Benveniste): Als textwissenschaftliche Begriffe haben Dialog und *discours* (Benveniste) Texte als Erkenntnisobjekte, was für den Dialogbegriff Bachtins auch im Hinblick auf die Objektebene Kultur gilt, während es sich bei dem Foucaultschen Diskursbegriff um eine wissenschaftskritische Erkenntnisebene handelt, die sich auf Episteme, also auf Wissen über Texte, richtet. Als epistemologischer und wissenschaftskritischer Begriff ist der Diskurs keine Texttheorie<sup>43</sup>. Die Diskursanalyse im obigen Sinne läßt weniger die hegemoniale Wirkung und ihre Resistenzen im Referenzmodell (Bachtins Dialog) anvisieren<sup>44</sup>, sondern vielmehr Systemzwänge und -wider-

42 Auch in *L'ordre du discours*, der Antrittsvorlesung Foucaults am *Collège de France*, scheint zunächst, daß die Offenlegung der positiven Funktion von Diskursen das eigentliche Ziel der Beobachtung ihrer Zwänge und Restriktionen ist: „il est probable qu'on ne peut pas rendre compte de leur rôle positif et multiplicateur, si on ne prend pas en considération leur fonction restrictive et contraignante“ (1971, 38). Dennoch läßt sich im Verlauf der Vorlesung eine gewisse Tendenz zur einseitigen Bewertung der hegemonialen Seite institutioneller Diskurse erkennen (Foucault (1971), 72ff).

43 Forget zufolge gibt der Diskursbegriff der Literaturwissenschaft „nicht eine umgreifende Interpretationsmethode“ an die Hand (1988, 314), sondern vielmehr die Möglichkeit, Vorannahmen epistemologischer Repräsentationen zu erkennen.

44 Der Diskurs-Begriff des frühen Foucault legt eine Parallele zur Theorie der literarischen Produktion von Pierre Macherey nahe - eine Anregung, die ich Gesprächen mit Winfried Fluck verdanke. Es bestehen Gemeinsamkeiten und wesentliche Unterschiede zur Theorie Foucaults: Aufgrund seiner Kritik am historischen Materialismus und an der Widerspiegelungstheorie geht Macherey davon aus, daß Gegenstand und Ergebnis literarischer Interpretationen nur als Wissen zu verstehen sind, das vom Literaturwissen-

sprüche von theoretischen und wissenschaftlichen Konstrukten selbst. Diese Unterscheidung ist wesentlich, insbesondere dann, wenn - ebenfalls mit Foucault - davon ausgegangen werden kann, daß der Umgang mit literarischen Texten nicht ohne Rückwirkungen auf die Textwissenschaft bleibt. Erst durch den Foucaultschen Diskurs-Begriff wird die theoretische Möglichkeit denkbar, daß die kritischen Impulse literarischer Texte nicht allein ideologiekritisch operieren und damit hegemoniale Formen im Referenzmodell offenlegen, sondern daß Ordnung und Brüche literarischer Texte auch dazu geeignet sind, diskursive Ereignisse im Bereich der Wissenschaft selbst transparent zu machen.

Auch der Begriff der Alterität erhält damit einen anderen Status. Sie ist beim Foucaultschen Diskurs-Begriff nicht ein Objekt der Erkenntnis, sondern ein auf Episteme gerichtetes Prinzip, das die philosophische Frage nach der Erkennbarkeit des Anderen zu stellen vermag.

Dies wirft ein anderes Licht auf die dem Diskurs-Begriff etwa seitens Jürgen Habermas und Manfred Frank angelasteten Aporien. Ausgehend von der Beobachtung, daß *Die Geburt der Klinik* (1973) der empirische Bereich der historischen Beobachtung war, aus dem Foucault diskursanalytische Konsequenzen gezogen hat, kritisiert Habermas den ambivalenten Status des Begriffes. Obwohl der Diskurs das Subjekt transzendiert, habe er zugleich beobachtbare konkrete Ursachen und Wirkungen (Habermas (1988), 313ff). Habermas wirft den mithin ausführlich kommentierten Schriften Foucaults eine Aporie im Bereich des Machtbegriffes vor, weil er sich gleichzeitig auf unterschiedlichen Ebenen ansiedeln möchte: Macht ist (medienbedingte) Ursache und Wirkung, spielt aber auch eine empirische und transzendente Rolle (1988,

schaftler erzeugt wird ((1971), 14ff) - eine mit Foucault übereinstimmende These. Im Gegensatz zu marxistischen Theorien wirkt der Text nicht als Entlarvung von falschem Bewußtsein, sondern vielmehr als Kritik ideologischer Systeme überhaupt (154). Ebenso wendet sich Macherey von der literaturtheoretischen Position Lenins ab, nach der literarische Texte Widersprüche abbilden sollen, die der Referenz bzw. der Wirklichkeit selbst innewohnen (148). Das vom literarischen Text erarbeitete Wissen ist nach Macherey nicht als Abbild von Wirklichkeit, sondern als Verzerrung („miroir“) der ideologischen Ordnungen von Welt zu verstehen (149ff). Sobald die Ordnungsstrukturen der Ideologie durch das „verzerrende“ Medium literarischer Texte vermittelt werden, zeigen sie Widersprüche auf. Lesen ist somit ein im Bezug auf die Ideologie defizitäres Phänomen („décalage“ (180)). Dadurch macht erst der literarische Text Mängel der Ideologie oder auch historischer Fakten transparent. Macherey verweist selbst auf Foucault und regt eine Kritik der Ideengeschichte auch in der Literaturwissenschaft an (173). Die Theorie Machereys versteht sich indes immer noch als textwissenschaftlich und nicht als wissenschaftskritisch. Diskontinuität und Widersprüche von literarischen Texten sind nicht dazu geeignet, Inkohärenzen wissenschaftlicher Diskurse transparent zu machen, sondern das durch die Interpretation erzeugte Wissen hat vielmehr die Funktion, die Brüchigkeit der Ideologie - d.h. der als ideologisches System operierenden Referenz - aufzuzeigen, weswegen Macherey den Begriff *décalage* anstelle von Struktur vorschlägt (180).

322). Nach Habermas ist der Diskurs-Begriff deswegen problematisch, weil er vorgibt, die Aporien der Subjektphilosophie überwinden zu wollen, während er gerade durch den Begriff der Macht diese ungeklärt übernimmt (323). Manfred Frank kritisiert auf der anderen Seite die Unhintergebarkeit der Hegemonie der Diskurse und behauptet eine Aporie im Hinblick auf die Wissenschaftlichkeit der Diskursanalytik, die „auf die Vergewaltigung von Subjekten (deren Existenz sie übrigens vorab leugnet) als transzendente Ermöglichungsbedingung angewiesen ist“ (1988, 42).

Betrachtet man die Kategorie der Macht als eine (transzendente) Grenze des Erkenntnissubjektes, so läßt sich behaupten, daß der ambivalente Status von textwissenschaftlicher und transzendenter Kategorie bei Foucault - anders als bei Bachtin - fruchtbar gemacht werden kann. Bewirkt die bei Bachtin festgestellte Ambivalenz, daß die empirische Anwendung des Dialog-Postulats in der Textanalyse eine „dialogische Kultur“ als metaphysisches Signifikat verfügbar macht, führt der Doppelstatus des Diskursbegriffes zu einem umgekehrten Ergebnis. Als textanalytische Kategorie kann der Diskurs auf der einen Seite die Literaturwissenschaft zur Rezeption bestimmter historischer Diskurskonfigurationen anregen, die im literarischen Text impliziert sind. Auf der anderen Seite beschreiben die zwei Seiten des Diskurses, also Regelsystem und Diskontinuität, nicht allein Phänomene des referentiellen Systems (die soziale Welt), sondern auch Wirkungsformen von Epistemen selbst. Damit beziehen sich Hegemonie und Brüche des literarischen Textes auch auf die Erkenntnisebene und auf den Diskurs des Interpreten. Dieser wird durch die Resistenzen des Textes transzendiert. Alterität und Transzendenz haben bei diesem Ansatz nicht allein den Status erkennbarer Objekteigenschaften, sondern sie wirken als metaliterarisches Prinzip. Unter dieser Perspektive führt die Diskursanalyse notwendigerweise zur kritischen Befragung von Wissenssystemen - eine autoreflexive und relativierende Bewegung, die bei dem Bewußtsein des Analytikers, durch das eigene Objekt transzendiert zu werden, nicht zu einem Ende kommt. Letztere Feststellung erklärt die metakritische Perspektive, die Foucault auf die in seiner Theorie im Zentrum stehende Kritik der Historiographie bezieht - eine Kritik, die von der Beobachtung etwaiger Resistenzen gegen Kontinuität und Einheitssinn von historischen Diskursen ausgeht. Foucault rechnet dem literarischen Text eine regulative Funktion gegenüber den wissenschaftlichen Diskursen zu, woraus bspw. Forget eine besondere Operabilität der besprochenen zwei Seiten des Diskursbegriffes für die Literaturwissenschaft (1988, 313-314) ableitet. Der literarische Text kann etwaige, dem Diskurs innewohnende Resistenzen gegen kohärente Ordnungen so ausbauen, daß das System des Wissens - nicht der Referenz - sowie dessen Schwäche „sichtbar werden“. Gerade dieser Aspekt des Diskursbegriffes ermöglicht zu fragen, inwieweit bestimmte diskursive Konfigurationen als historisches Apriori der Literaturwissenschaft in Form von Diskriminierung und Tabuisierung anderer literarischer Manifestationen wirken können.

Als transzendente Instanz kann der literarische Text provokative Fragen für die Literaturwissenschaft aufwerfen. Eben von einer solchen beunruhigenden Faszination und Wirkung berichtet Foucault in der *Préface* zu *Les mots et les choses*. Foucault behauptet, das Entstehen des Buchs sei Borges zu verdanken. Die Disparität der Dinge bei dessen Zitieren einer chinesischen Enzyklopädie sei nicht bizarr, sondern irritierend. Den erhaltenen tiefen Eindruck führt Foucault auf die radikale Unmöglichkeit im Text Borges' zurück, die einzelnen heterogenen Dinge überhaupt in einem wie auch immer gearteten Zusammenhang zu denken. Die Unzusammengehörigkeit des Heterogenen, um die es geht und die Foucault als *hétérotopie* bezeichnet, produziert im Text Borges' nicht etwa die Begegnung mit dem Anderen, dem Undenkbaren, einer anderen Kultur (8), sondern sie provoziert die Verunsicherung der Prinzipien der Sprache und ihrer epistemologischen Grundsätze. *Hétérotopie* ist damit der Gegensatz von *Utopie*; letztere tröstendes Modell von Welt, erstere beunruhigende Kraft der Literatur:

*Les utopies* consolent: c'est que si elles n'ont pas de lieu réel, elles s'épanouissent pourtant dans un espace merveilleux et lisse [...]. Les *hétérotopies* inquiètent, sans doute parce qu'elles minent secrètement le langage, [...] parce qu'elles ruinent d'avance la „syntaxe“, et pas seulement celle qui construit les phrases, - celle moins manifeste qui fait „tenir ensemble“ (à côté et en face les uns des autres) les mots et les choses (9).

Die Utopien trösten die Wissenschaft - so Foucault. Auch wenn sie keinen realen Ort meinen, entfalten sie sich dennoch im „ruhigen Raum des Wunderbaren“. Die Heterotopien greifen heimlich die Prämissen des Sprachsystems an und verhindern, daß syntaktische und syntagmatische Bezüge der Sprache - ob im Sinne des Monologs oder des Polylogs - als metaphysisches Apriori eines grundlegenden Syntagmas fungieren, nämlich des Syntagmas, das Dinge und Sprache verbindet und zusammenhält.

#### 4. Die „Heterotopien“ von Jorge Luis Borges

Der Essay Jorge Luis Borges' zum letzten Roman Flauberts *Bouvard et Pécuchet* (1880-1881) ist für die hier entwickelte Fragestellung sowohl im Hinblick auf das Thema des Romans selbst - Umgang mit den Wissenschaften - als auch bezüglich seiner Rezeptionsgeschichte relevant. Die Behandlung des letzteren Aspekts läßt sich an die Frage nach dem Verhältnis zwischen Literatur und Literaturwissenschaft und an die Möglichkeit anknüpfen, Literatur auch als Anregung einer kritischen Befragung der Geschichte ihrer Wissenschaft zu verstehen. Die Fabel des Romans Flauberts betrifft zwei Angestellte (Kopisten), die - durch eine unerwartete Erbschaft finanziell freigeworden - sich dem Studium von Fachliteratur über verschiedene Wissenschaften - u.a. Landwirt-

schaft, Medizin, Archäologie, Literatur, Geschichte usw.<sup>45</sup> - widmen. Die von den Wissenschaften inspirierten Reformpläne scheitern nach kurzer Zeit. Enttäuscht und zunehmend „klüger“, aber auch ironischer, kehren schließlich die beiden „Helden“ zur alten Tätigkeit zurück: Sie fangen wieder zu kopieren an<sup>46</sup>.

Die Rezeptionsgeschichte dieses Romans und damit der literaturwissenschaftliche Umgang mit einem Text, der die Wissenschaften selbst betrifft, steht im Zentrum der Überlegungen Borges', dem weniger das Thema des Romans als vielmehr dessen provokative Wirkung im Hinblick auf die Literaturwissenschaft zu interessieren scheint. Es geht für den argentinischen Schriftsteller primär darum, aus der Reaktion der Kritik die entlarvende Funktion des Romans im Hinblick auf die Literaturgeschichte offenzulegen. Damit veranschaulicht Borges bereits 1932 jene Seite der Literatur, in der Foucault eine „beunruhigende“ Funktion für den wissenschaftlichen Diskurs sehen wird.

Die Rezeption von *Bouvard et Pécuchet* seitens einer Kritik, die Flaubert als Begründer des Realismus huldigt, ist zunächst von Schock und Ablehnung gekennzeichnet<sup>47</sup>. Besonders problematisch erscheint gerade den Verehrern des Flaubertschen gesellschaftskritischen Realismus, daß Flaubert die Kritik der Wissenschaften „schwachsinnigen“ Helden anvertraut habe. Der scharfe

45 Die Reihung Borges weist schon auf das Prinzip der Heterotopie hin: „ensayan la agronomía, la jardinería, la fabricación de conservas, la anatomía, la arqueología, la historia, la mnemónica, la literatura, la hidroterapia, el espiritismo, la gimnasia, la pedagogía, la veterinaria, la filosofía y la religión“ (1980, 205).

46 Borges sieht eine Parallele zwischen dem Ende des Romans und dem Schicksal von Flaubert. Damit wiederholt er fast wörtlich die Darstellung Dumesnils in der *Préface* zu *Bouvard et Pécuchet* (Pléiade-Ausgabe (1952), 705-707 und (1967[1943]), 403-405), in der sich der französische Flaubert-Forscher explizit auf das *Dictionnaire des idées reçues* bezieht. Dumesnils Darstellung des Romans stammt wiederum aus früheren Arbeiten (seit seiner Dissertation über Flaubert im Jahre 1902), die als große Monographie 1943 erschienen sind. Borges erwähnt nur zweimal Dumesnils, obwohl weitere Anregungen aus dessen Studien stammen. Bspw. übernimmt schon der Titel des Essays *Vindicación...* einen Kommentar Dumesnils: „Flaubert nous a livré toute sa pensée: ses héros dotés de sa propre nature, souffrent de la sottise et veulent se venger“ (Hrvg. im Original) ((1967[1943]), 405). Es ist anzunehmen, daß vor der Publikation in *Prosa completa* (1953) Borges den Essay von 1932 zumindest durch einige Details aus der Pléiade-Ausgabe von 1952 ergänzt. Die z.T. nicht gekennzeichneten Teile der Interpretation Dumesnils werden im Folgenden durch „D, Jahres- und Seitenzahl“ markiert.

47 Borges verweist auf die Kommentare von Emile Faguet (1899), der mit Bezug auf die Figuren von Pangloss und Candide in Voltaires *Candide* zwar Flauberts Werk an die Tradition der Parodie anknüpft, jedoch auch im Bereich dieser Norm Mängel hervorhebt: etwa die fehlende dialektische Beziehung zwischen den Protagonisten Flauberts (im Gegensatz zum Roman Voltaires) und den Widerspruch bzw. das Mißverhältnis zwischen Intention (langjährige empirische Studien Flauberts) und Ergebnis (Figuren, die nicht zu verstehen wissen) (Borges (1980), 206).

Gesellschaftskritiker Flaubert diskreditiere damit sein eigenes Urteil über die Unzulänglichkeit empirischer Wissenschaften, weil er mit der Wahl von Schwachsinnigen die rationallogische Basis seiner eigenen Kritik verletze<sup>48</sup>.

Entsprechend der Darstellung Borges' ergeben sich daraus in der Rezeption dieses Romans folgende Paradigmen: Die Abkehr vom realistischen Stil seitens Flauberts wird entweder als Mangel des letzten Romans dieses Schriftstellers ausgelegt<sup>49</sup> - die Figuren seien wie Marionetten, die mit der Handlung auch keine Veränderung erfahren, während die Zeit die Immobilität des Todes und der Erstarrung erführe<sup>50</sup> - oder man versucht auch diesen Roman Flauberts dadurch zu retten, daß die Figuren metaphorisch interpretiert und damit rehabilitiert werden, und zwar als Verkörperung eines Alternativdenkens im alten Paradigma des Wahnsinns als Metapher für Seherum<sup>51</sup>. Borges folgert, daß durch diese Aufwertung beider Figuren die Provokationskraft zerstört wird, die sich aus der von Flaubert geschaffenen Kontiguität von Schwachsinn bzw. Narrheit und Wissen ergibt<sup>52</sup>. Statt die Provokation des Widerspruchs gegen den literarhistorischen Kanon des Realismus seitens des Texts Flauberts als solche anzunehmen und zu verarbeiten, sucht die Literaturwissenschaft eine

- 48 „Inferir de los percances de estos payasos la vanidad de las religiones, de las ciencias y de las artes, no es otra cosa que un sofisma insolente o que una falacia grosera. Los fracasos de Pécuchet no comportan un fracaso de Newton“ (207).
- 49 Hierfür nennt Borges Gosse, der *Bouvard et Pécuchet* gegen *Madame Bovary* ausspielt (1980, 205), während er gleichzeitig auf Rémy de Gourmont als großen Verehrer des ersten Romans hinweist (D, (1952), 719; (1967), 399).
- 50 Etwa René Decharmes (*Autour de „Bouvard et Pécuchet“*, Paris 1921). Borges zufolge bemängelt Claude Digeon die mißglückte Mischung von romaneskem Stil und philosophischer Intention (1980, 209). Vermutlich ist das auch von Dumesnil erwähnte Buch Digeons (*Flaubert conteur, essai sur ses dernières oeuvres*, Paris 1944) gemeint (D (1967), 466). Auch in seinem 1970 erschienenen *Connaissance des lettres* geht zwar Digeon von der Feststellung mangelnder „vraisemblance“ der Figuren aus ((1970, 243); er gelangt jedoch dabei zu einer anderen Einschätzung des Romans: Die unlogische Aneinanderreihung von Dingen sei ironisch zu werten (1970, 252).
- 51 Das Paradigma des Wahnsinns hatte Faguet abwertend eingeführt, indem er *Bouvard et Pécuchet* die Geschichte eines „schwachsinnigen Faust“ nannte. Dumesnil übernimmt in seinem Vorwort zur Pléiade-Ausgabe die Interpretationslinie des Faust (auch D (1967), 397-398) und wertet den Schwachsinn zum magischen Seherum (Borges (1980), 206-207) um. Dumesnil bezieht sich auf die Wiedergabe einer Äußerung Flauberts durch Maupassant, entsprechend der Flaubert seine Protagonisten „hellsichtig“ genannt habe (D (1967), 402-403).
- 52 „Dumesnil subraya el epíteto ‚lúcidos‘, pero el testimonio de Maupassant - o del propio Flaubert, si se consiguiera - nunca será tan convincente como el texto mismo de la obra, que parece imponer la palabra imbeciles“ (207). Borges nutzt die Freiheit des essayistischen Stils, um in seinem „Forschungsbericht“ die Unzulänglichkeit der Kritik transparent zu machen - etwa in Form dieses indirekten, nicht gesicherten Belegs, der einem ganzen Forschungsparadigma zugrundeliegt.

Rechtfertigungsstrategie mittels des etablierten Modells der antizipatorischen Kraft literarischer Texte<sup>53</sup>. Die Analyse dieser Interpretationslinie durch Borges läßt sich folgendermaßen zusammenfassen:

Die kritisierte Inkohärenz der Figuren und der vermeintlichen gesellschaftskritischen Funktion wird dadurch verarbeitet, daß die Prämissen des Werkes umgekehrt werden, statt die Frage an die Prämissen der Interpretation zu richten: „Para rechazar esta conclusión [der Inkohärenz des Werkes] lo habitual es negar la premisa“. Mit Rückgriff auf das alte Paradigma des Seheriums wird der Befund über die (syntagmatischen) Brüche des Romans in eine metaphorische Kohärenz umgesetzt, die ein alternatives Modell entwirft: Mit diesem Modell gelten die nicht zu vereinbarenden Unterschiede zwischen beiden Figuren, das gemeinsame Merkmal der Marginalität und der Andersartigkeit gegenüber der Norm, als Entwurf einer poetischen (idealistischen) Erkenntnisform und damit als Umkehrung der rationallogischen Grundsätze positivistischer Wissenschaften. Die damit gebildete Werkkohärenz sichert auch eine kohärente Geschichte der Literatur: Der Roman *Bouvard et Pécuchet* kann auf dieser Basis als Entwurf einer Kritik des Positivismus im Sinne idealistischer und postromantischer Wirklichkeitserkenntnis gesehen werden<sup>54</sup>, womit Flaubert, so die gängige Argumentation, die Abwendung vom rationalistischen Szientismus antizipiert, die infolge der Philosophie Bergsons und der Rezeption Nietzsches im Frankreich des späten XIX. Jahrhunderts vorherrscht. Es ist eine „ästhetische Utopie“, zu deren Untermauerung Kardinaltexte der abendländischen Tradition bemüht werden. Borges verweist darauf, daß im Koran und in der Bibel Schwachsinnige und Narren als diejenigen gelten, durch deren „leere“ Seele die Gottheit selbst spricht (207).

Er macht deutlich, daß dieser Interpretationsansatz die satirische Sprengkraft des Textes Flauberts annulliert<sup>55</sup>, der mit *Bouvard et Pécuchet* schon dasjenige realistische Genre zu einem Ende führt, das Flaubert selbst mit *Madame Bovary* (1857) begründet hatte. Borges hebt hervor, daß bereits im V.

53 „La justificación de *Bouvard et Pécuchet*, me atrevo a sugerir, es de orden estético“ (207).

54 Dazu gibt Dumesnil Anlaß. Gegen Emile Faguet, nach dem das Werk Flauberts durch einen Konflikt zwischen Realismus und Romantik zu erklären ist (1967, 304-306), behauptet Dumesnil: Weil das Interesse Flauberts für positivistische Wissenschaften (bspw. für die *Cours de pathologie experimentale* von Claude Bernard (1967, 320)) aus dem durch sein romantisches Temperament und seinen *ennui* bedingten Pessimismus hervorgeht (1967, 329), führt es schließlich zu einer philosophischen Kritik am Positivismus selbst (329).

55 Borges erwähnt Taines Vergleich zwischen Jonathan Swift und Flaubert: „Acaso habló de Swift, porque sintió de algún modo la afinidad de los dos grandes y tristes escritores. Ambos odiaron con ferocidad minuciosa la estupidez humana [...] ambos quisieron abatir las ambiciones de la ciencia“ (Borges (1980), 298). Dieses Detail stammt aus Dumesnil (1967), 401. Vgl. auch Brombert (1971), 169-170.

Kapitel des Buches die Realismus-Kritik zutage tritt, wenn die „statistischen“ oder „ethnographischen“ Romane im Stil Balzacs und Zolas explizit verurteilt werden (209).

Auf die Realismus-Kritik reagiert die Literaturwissenschaft nicht mit einer Infragestellung der Mimesis-Prämissen des realistischen Kanons, wie dies durch die Kontiguität von Schwachsinn und Wissenschaft in der Romanwelt von *Bouvard et Pécuchet* nahegelegt wird. Sie ersetzt vielmehr einen positivistischen Realismus-Begriff durch einen „utopischen“ und antizipatorischen - ein Befund, der sich mit Rückgriff auf Jakobsons Realismustheorie (1979) und im Sinne konstruktivistischer Modelltheorien auslegen läßt. Mit diesem Interpretationsparadigma verweigert die Literaturwissenschaft nicht nur eine Diskussion über ihre eigenen Mimesis-Prämissen; sie bestätigt sich zugleich als kohärente Wissenschaft.

Demgegenüber optiert Borges nicht für die Rettung des Romans Flauberts im Sinne eines Modells alternativer Mimesis, sondern für das Verstehen des Romans als einer tiefergehenden Form der Kritik: Statt „bessere“ Alternativen - z.B. im Sinne einer Sicht von Wirklichkeit bzw. adäquaterer Modelle - nahezu legen, macht die Kontiguität des Narren mit der Welt des Wissens auf die Grenzen zugrundeliegender theoretischer Vorannahmen selbst aufmerksam. *Bouvard et Pécuchet* ist eine Herausforderung für die Literaturgeschichte, wenn die Widersprüche nicht als dialektische Phase einer fortschreitenden Entwicklung ausgelegt werden - etwa im Sinne utopischer und idealistischer Alternativvisionen postpositivistischer Logik, und damit als historische Kritik an positivistischen Wissenschaften -, sondern wenn die schwache Logik der Figuren noch als Teil des rationalen Systems betrachtet wird<sup>56</sup>. In diesem Falle macht die Kontiguität der hergestellten heterogenen und unlogischen Verbindungen zwischen den Dingen die Arbitrarität der Gesetze der Logik selbst transparent. Die Inkohärenzen des Romans von Flaubert werden dabei nicht metaphorisch in ein Modell aufgelöst, das die Referenz zu definieren sucht. Borges fragt sich vielmehr nach der Funktion der Brüche im romanesken Text in bezug auf die Wissenssysteme und auf den Diskurs des Realismus.

Mit einer diskursanalytischen Perspektive stellt der Essay Borges' auch die kritische Frage, inwieweit (literatur-)wissenschaftliche Diskurse Kohärenzstrategien verwenden, um die Infragestellung ihrer eigenen Prämissen auszuschließen.

Es bleibt das Problem, daß das Erkenntnissubjekt der Diskursanalyse nicht vorbehaltlos urteilen kann - die von Manfred Frank behauptete Aporie des Diskurs-Begriffes. Die „Heterotopie“ literarischer Texte kann darauf eine

56 In diesem Sinne argumentiert auch Foucault im Zusammenhang mit Flaubert (1970). In der neueren Forschung gingen bspw. die Beiträge zum Kolloquium über *Bouvard et Pécuchet* am Collège de France (22.-23.3.1980) in eine den Überlegungen Borges' nahestehende Richtung. *Bouvard et Pécuchet* gelten als Dekonstruktionisten *avant la lettre* (Vgl. Akten des Kolloquium, 1981).

Antwort geben. Sowohl Flaubert - entsprechend der Lektüre Borges' - als auch der Essay Borges' halten Inkohärenzen im Text aufrecht, durch die sich sowohl die Konfigurationen des Wirklichkeitssystems als auch die eigene Position der relativierenden Bewegung einer paradoxalen Heterogenität nicht entziehen. Flaubert identifiziert sich - so Borges im Einklang mit der Kritik - ab dem VIII. Kapitel mit den einfältigen Figuren, die er zu Beginn zu verspotten vorgab<sup>57</sup>. Borges' literaturkritischer Essay bedient sich des gleichen Prinzips. Er reiht historische Paradigmen aneinander und macht damit transparent, daß zeitliche oder räumliche Anordnungen arbiträr sind: Wenn er etwa den Islam und die Bibel mit dem letzten aztekischen Kaiser Montezuma und dessen Lob der Narretei in eine Reihe stellt (207). Ironisch werden historisch und wissenschaftlich nicht gesicherte Objekte (Montezumas Meinung über die Narretei) mit der Heiligen Schrift des christlichen und islamischen Abendlandes nebeneinander gestellt.

Welche Schlußfolgerungen kann die Literaturwissenschaft daraus ziehen? Die „Heterotopie“ der essayistischen Sprache Borges' bzw. diejenige des Flaubertschen Textes ist keineswegs als Einladung zu verstehen, mit einer paradoxalen, essayistischen Sprache etwa eine Beliebigkeit der Interpretation zu konstatieren. Vielmehr bietet sich der Literaturwissenschaft sowohl für die erkenntnistheoretische Erklärung des Vorgehens Borges' als auch für die Interpretation des letzten Romans Flauberts das Prinzip der allegorischen Lektüre an<sup>58</sup>. Damit sind sowohl ein Mittel, die Komposition des literarischen Textes interpersonell zu beschreiben, als auch eine epistemologische Position gemeint, die es erlaubt, eigene historische und ästhetische Prämissen einer kritischen Überprüfung zu unterziehen. Die allegorische Lektüre, dessen Ziel nicht der Entwurf von Wirklichkeitsmodellen, sondern die Sichtbarmachung der Arbitrarität der Zeichenwelt<sup>59</sup> ist, unterstützt ein wesentliches Ziel der Diskursanalyse, nämlich die Möglichkeit, den Blick des Literaturwissenschaft-

57 Dumesnil stellt fest: „C'est dans le chapitre VIII de *Bouvard et Pécuchet* que Flaubert marque ce changement“ ((1952), 1053 - Anmerkung zu p. 706 der Pléiade-Ausgabe).

58 Die Allegorie beschreibt Hempfer als textkonstitutives Verfahren in Romanen der Tel-Quel-Gruppe (1975, 36), allerdings nicht in der obengenannten erkenntnistheoretischen Funktion, sondern als „allegorische Darstellung von Vertextungsverfahren“ und als ein die Textkohärenz stiftendes Prinzip (105).

59 Paul de Man war es, der das ästhetische Prinzip der Allegorie in Benjamins *Ursprung des deutschen Trauerspiels* als (post-)moderne Lektüremöglichkeit wiederentdeckte (1979). Weniger als die im Zusammenhang mit dem Dekonstruktivismus generell rezipierte These des unendlichen Aufschubs von Signifikanten und der Beliebigkeit von Lektüre, die nicht die notwendige Schlußfolgerung des allegorischen Prinzips sein muß, interessiert hier die erkenntnistheoretische Position einer „allegorischen Lektüre“. Letztere ermöglicht es, den mimetischen Impuls des literarischen Werkes in Betracht zu ziehen und zugleich transparent zu machen, daß das Verhältnis des Partikulären (Text) zum Allgemeinen (Wirklichkeit) ein willkürlicher Setzungsakt ist. Zur Bedeutung des erkenntnistheoretischen Prinzips der allegorischen Ästhetik Benjamins vgl. auch Eagle-

lers jenseits einheitsstiftender Paradigmen für die Entdeckung einzelner übersehener Manifestationen der Literatur zu öffnen. Im lateinamerikanischen Kulturraum ist dieses Erkenntnisziel aufgrund der besonderen hegemonialen Verhältnisse bei Entstehung und Entwicklung dieser Kultur zweifellos von unmittelbarer Pertinenz<sup>60</sup>. Die frühe Anregung Borges', die Lektüre der Weltkultur, die sein gesamtes Werk charakterisiert, auf das Prinzip der Allegorie zurückzuführen<sup>61</sup>, ist in dieser Hinsicht wegweisend.

Die am Anfang der Überlegungen gestellte Frage nach dem Verhältnis von Literatur und Literaturwissenschaft und nach der Alterität kann erneut aufgenommen werden. Mit der erkenntnistheoretischen Position des Foucaultschen Diskurs-Begriffes bezieht sich die Alterität des literarischen Textes auf eine andere Ebene als bei Dialog-Begriffen, die im Sinne von Modelltheorien operieren. Mit einem diskursanalytischen Ansatz behält das literarische Werk trotz seines Status als Erkenntnisobjekt der Literaturwissenschaft auch die Wirkung der Provokation des „Anderen“ gegenüber jeweils gewonnenen literaturwissenschaftlichen Epistemen.

#### Bibliographie

- Bachtin, Michail. *L'oeuvre de François Rabelais*. Paris: Gallimard, 1970.
- (1963) *Probleme der Poetik Dostojevskijs*. München: Hanser, 1971.
  - (1979) *Esthétique de la création verbale*. Paris: Gallimard 1984.
- Benveniste, Emile. *Problèmes de linguistique générale*. Paris: Gallimard, 1966.
- Borges, Jorge Luis. *Prosa completa*. Barcelona: Bruguera, 1980.
- Borsò, Vittoria. *Metapher: Erfahrungs- und Erkenntnismittel*. Tübingen: Narr, 1985.
- *Kulturdialog und Kulturkritik im mexikanischen Magischen Realismus* (Habilitationsschrift/Typoskript), Mannheim 1990.
- Brombert, Victor. *Flaubert par lui-même*. Paris: Seuil, 1971.

ton (1990). Unter Zugrundelegung einer allegorischen Perspektive gelangt der englische Literaturwissenschaftler zu einer Interpretation von Joyces „cosmopolitism“ in *Ulysses* als kulturelle Antwort des marginalisierten Irland - eine Antwort, die mit der Arbitrarität des Identischen auch die Willkür von (hegemonialen) Identitätsvorstellungen Englands betont (1990, 321f).

- 60 Infolge eines solchen Erkenntnisinteresses war es bspw. möglich, die tabuisierende Wirkung des diesjährigen Nobelpreisträgers Octavio Paz auf die internationale, besonders deutschsprachige Rezeption mexikanischer Romane offenzulegen (vgl. Verf. (1990)).
- 61 Vgl. *El arte narrativo y la magia* (aus *Discusión*) bzw. *De las alegorias a las novelas* aus der späteren Sammlung mit dem Titel *Otras inquisiciones* (1952).

- Dällenbach, Lucien. *Le récit spéculaire. Essai sur la mise en abyme*. Paris: Seuil, 1977.
- de Man, Paul. *Allegory of reading. Figural language in Rousseau, Nietzsche, Rilke and Proust*. New Haven and London: Yale UP, 1979.
- „Dialogue and dialogism.“ *Poetics Today*, 4:1 (1983), 99-107.
- Digeon, Claude. *Flaubert. Connaissance des lettres*. Paris: Hatier, 1970.
- Dusmenil, René. *Gustave Flaubert. L'homme et l'oeuvre*. Paris: Nizet, 1967.
- Eagleton, Terry. *The Ideology of Aesthetics*. Oxford: Basil Blackwell, 1990.
- Flaubert, Gustave. *Oeuvres*, T. II., Bibl. de la Pléiade, A. Thibaudet/R. Dusmenil (Hg.), Paris: Gallimard, 1952.
- Fohrmann, Jürgen/Müller, Harro (Hg.). *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft* Frankfurt: Suhrkamp, 1988.
- Forget, Philippe (Hg.). *Text und Dialog*. München: Fink, 1983.
- „Diskursanalyse vs. Literaturwissenschaft?“ In J. Fohrmann/H. Müller (Hrsg.), 1988, 311-320.
- Foucault, Michel. *Les mots et les choses*. Paris: Gallimard: 1966.
- „La Bibliothèque fantastique.“ In R. Debray-Genette (Hrsg.), *Flaubert*. Paris: Flammarion, 1970.
- *Archéologie du savoir*. Paris: Gallimard, 1969.
- *L'ordre du discours*. Paris: Gallimard, 1971.
- Frank, Manfred. „Zum Diskursbegriff bei Foucault.“ In J. Fohrmann/H. Müller (Hg.), (1988:9-24).
- Grübel, Rainer (Hrsg.) *Michail M. Bachtin. Die Ästhetik des Wortes*. Frankfurt: Suhrkamp, 1979.
- „Fragen des phantastischen Realismus bei Dostojewskij.“ In Oehler (Hrsg.), II, 1984, 487-496.
- Habermas, Jürgen. *Der philosophische Diskurs der Moderne*. Frankfurt: Suhrkamp, 1988.
- Hempfer, Klaus W. *Poststrukturelle Texttheorie und narrative Praxis*. München: Fink, 1975.
- Jakobson, Roman. „Linguistik und Poetik.“ In Holenstein (Hrsg.) *Roman Jakobson. Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921-1971*. Stuttgart: Suhrkamp TB, 1979, 129-139.
- Kristeva, Julia. *Semeiotikè. Recherches pour une sémanalyse*. Paris: Seuil, 1969.
- Krömer, Wolfram. *Flaubert*. Darmstadt: WBG, 1980.
- Lachmann, Renate (Hrsg.). *Dialogizität*. München 1983.
- Lévinas, Emmanuel. *Humanisme de l'autre homme*. Paris: Fata Morgana, 1972.
- Link, Jürgen/Wülfing, Wulf (Hg.). *Bewegung und Stillstand in Metaphern und Mythen*. Stuttgart: Klett-Cotta, 1984.

- Link, Jürgen und Ursula Link-Heer. *Literatursoziologisches Propädeutikum*, München: Fink (UTB 799), 1980.
- Lyotard, François. *La Condition Postmoderne*. Paris: Minuit, 1979.
- Macherey, Pierre. *Pour une théorie de la production littéraire*. Paris: Maspero, 1966.
- Maranhao, Tullio (Hrsg.), *The interpretation of dialogue*. Chicago: UP, 1990.
- Nouvelles recherches sur „Bouvard et Pécuchet“ de Flaubert: Flaubert et le *comble de l'art*. Actes du colloque tenu au Collège de France (22.-23.3.80). Paris: SEDES, 1981.
- Ponzio, Augusto. *Michail Bachtin. Alle origini della semiotica sovietica*. Bari: Dedalo, 1980.
- Ricardou, Jean. *Pour une théorie du nouveau roman*. Paris: Seuil, 1971.
- Ricoeur, Paul. *La métaphore vive*. Paris: Seuil, 1985.
- *Temps et Récit I*. Paris: Seuil, 1983.
- Semerari, Giuseppe. „Il domandare.“ In Ders. *Filosofia e potere*. Bari: Dedalo, 1973, 63-80.
- Todorov, Tzvetan. *Mikhail Bakhtine. Le principe dialogique*. Paris: Seuil, 1981.
- Vološinov (Bachtin). *Marxismus und Sprachphilosophie*. Frankfurt: Ullstein, 1975.